

Leseprobe aus:

**Judith Luig**

# Und jetzt alle noch mal aufs Klo



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Judith Luig

**Und jetzt alle  
noch mal aufs Klo**

WIE MEINE BESTE FREUNDIN  
MUTTER WURDE

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe  
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Dezember 2014  
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung Line Hoven  
Satz Documenta ST, InDesign,  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 62884 9

# Inhalt

Prolog 9

## **1. Ingetütet**

Wie Lucys Einschulung mich komplett überfordert 11

## **2. Die frohe Botschaft**

Wie Julia mit mir Schluss macht 36

## **3. Annas Mamamorphose**

Wie meine erste Freundin Mutter wurde 54

## **4. Stress mit DITTs**

Warum sich bei späten Eltern alles verdoppelt 72

## **5. Natürlich verhüten mit der Eisprung-App**

Julias Vorgeschichte 96

## **6. Karriereziel Profigattin**

Wie Ellen kriegt, was sie will 110

## **7. Apple-Eltern gegen Google-Eltern**

Erziehungsideologien im Test 132

## **8. Das hochbegabte Kind**

Wie Leonie ein Ersatz für Gesines Beruf wird 144

## **9. Väter**

Eine Fußnote 162

## **10. Noah hat sechs Namen**

Und ich verliebe mich ein bisschen 168

## **11. Wer klingelt, verliert**

Wie ich es schaffe, eine Mutter zu besuchen 182

## **12. Homestorys**

Wie man Kinder und Blumen arrangiert 195

## **13. Wettkampfzone Spielplatz**

Wie Julia ihre Elternphobie überwindet 206

## **14. Veganer Freitag mit Flirten**

Warum Kita-Partys die neuen Clubs sind 217

## **15. Alle sind krank**

Warum auf Kindergeburtstagen kaum Kinder sind 227

## **16. Mami-Dates**

Wie ich Babycino mit Riesling kombiniere 237

## **17. Kinderwunsch im Kühlregal**

Wie Sarah die Zeit aufhalten will 247

## **Eltern-Alphabet**

Damit Mütter Freundinnen verstehen 263

**Dank** 269

*Meinen wunderbaren Eltern*



## Prolog

Wenn die erste Freundin schwanger wird, fiebert man mit. Man kennt jeden Ultraschall-Termin, man ist dabei, wenn der Kinderwagen ausgesucht wird und die erste Schwangerschaftsbluse. Man betastet bewundernd den sich wölbenden Bauch, erfühlt kleine Fußtritte und streitet über Namen. Man sitzt abends zusammen auf dem Sofa und freut sich auf die Zeit, in der das Kind in ihren Armen liegt.

Aber sobald dieses Kind da ist, beginnt die Mamamorphose. Die Freundin geht unter in einem Meer aus Feuchttüchern, Windeln und Brei, und wenn sie wieder auftaucht, ist sie eine andere. Ich bin oft noch einmal mit zum Baby-Schwimmen gegangen, habe ein Foto für die Geburtsanzeige mit ausgesucht oder eine Kita von außen begutachtet, aber viel häufiger traf ich meine Elternfreunde auch nicht mehr. Vom zweiten Kind erfuhr ich oft erst über die übliche SMS zur Geburt und merkte mir gerade mal den Namen. Statt aufwendiger Karten mit Fotos begnügten sich die Eltern mit ein paar Schnappschüssen per Rundmail. Beim dritten kann man froh sein, wenn man überhaupt von seiner Existenz Nachricht bekommt, und meist tut man das auch nur, wenn man zufällig gemeinsame Freunde trifft, die ebenfalls Kinder haben und deswegen noch in Kontakt mit der Familie stehen.

Name oder Geschlecht dieses dritten Kindes liegen im Verborgenen. Selbst, ob es das jüngste bleibt, weiß man nicht mit Sicherheit. Haben die nun drei oder vier? Für die Freunde ohne Kinder bleibt das ein Rätsel.

Seit zehn Jahren bekommen meine Freundinnen Kinder. Die meisten von ihnen habe ich dabei verloren. Geblieben sind mir Gesine, Ellen und Maja. An ihnen werde ich festhalten. Egal, was kommt. Außerdem habe ja noch Julia, meine letzte kinderlose Freundin und glücklicherweise meine beste. Bevor die nicht schwanger ist, muss ich mir keine Sorgen machen.

# 1. Eingetütet

## WIE LUCYS EINSCHULUNG MICH KOMPLETT ÜBERFORDERT

Es klingt eigentlich nicht kompliziert. Die Frage, ob man die Schultüte für sein Patenkind besorgen kann, sollte eine Frau mit abgeschlossenem Studium und einem festen Job nicht überfordern. Eine konisch geformte Pappe mit Süßigkeiten und einem Federmäppchen drin – das ist nichts, was mein örtlicher Supermarkt nicht im Angebot haben würde. Nichts, was man nicht auf dem Weg in die Redaktion erledigen können würde. Das denke ich, als Anfang April meine Freundin Maja in ihrer Funktion als Mutter meines Patenkindes anruft.

«Klar übernehm ich die Tüte», sage ich, «aber warum fragst du das jetzt schon? Wird Lucy denn im Frühjahr eingeschult?» – «Nee, erst im August», antwortet Maja. «Aber ich wollte dich rechtzeitig fragen, damit du es nicht auf den letzten Drücker erledigen musst.» – «Mach ich nicht», sage ich. Beschliesse aber, genau das zu tun.

In den kommenden Wochen startet Maja mehrere Versuche, mich zum baldigen Erwerb der Schultüte zu bewegen. Sie sendet mir eine Bilderstrecke vom Kauf des Schulranzens, sie stöhnt am Telefon über die ersten Vorab-Elternabende, sie sagt Treffen ab mit der Erklärung, sie habe einfach noch zu viel zu tun mit der Planung für die Einschulung. Und jedes

Mal baut sie einen kleinen Hinweis darauf ein, dass ich ja auch noch etwas dazu beitragen müsse zu diesem wichtigen Schritt in Lucys Leben. Ob ich schon mal nach einer Tüte geschaut hätte, was ich denn reinton wolle, ob sie vielleicht doch schon etwas für mich besorgen solle? Ich könne ruhig sagen, wenn es mir zu viel werde. Sie erreicht damit das Gegenteil: Je mehr Maja versucht, mich unter Druck zu setzen, desto mehr stelle ich auf Durchzug. Ich zeige mildes Verständnis für ihren Stress, lasse sie aber spüren, dass ich ihn für selbstgemacht halte. Was meine eigene Verpflichtung angeht, klar, die Tüte, dafür sei ja noch jede Menge Zeit.

Ich bin, zugegebenermaßen, ein bisschen bockig. Maja treibt mich mit dieser Einschulung noch in den Wahnsinn. Seit fast einem Jahr hat meine Freundin kaum etwas anderes besprechen wollen als die richtige Schule für Lucy. An einem Tag musste es unbedingt die bilinguale Elterninitiative sein («Mit weniger als drei Muttersprachen hat heute niemand mehr eine Chance auf dem Jobmarkt»), am anderen die konfessionelle Privatschule («Ich will, dass sie in einem geschützten Raum zu ihrem Glauben finden kann»), und zwischendurch kam absolut nichts anderes in Frage, als das Kind einfach auf die nächstgelegene Grundschule zu schicken («Diese ganzen Bemühungen der anderen Mütter, die Kindheit ihres Nachwuchses zu designen, sind doch furchtbar»). Sie hatte immer nach meiner Meinung gefragt, sie aber nur dann hören wollen, wenn sie ihre eigene Ansicht unterstützte. Es war aber ebenso sinnlos, sie in einer Entscheidung zu bestärken, denn spätestens beim nächsten Gespräch hatte sie längst eine neue gefällt und erklärte die andere für komplett indiskutabel. Wie ich denn auf diese Idee käme? Also bitte.

Das wohltrainierte Kind bestand glücklicherweise alle Aufnahmetests, sodass bis zum Schluss immer noch fünf Grundschulen in der engeren Auswahl waren. Dass sich Maja für die Dorfschule um die Ecke entschieden hatte, hieß nicht, dass wir über ein anderes Thema sprachen. Jetzt standen schließlich die Feierlichkeiten zur Einschulung an.

Ende Juli verschiebt Maja die Front gefährlich zu ihren Gunsten. Als ich von der Arbeit nach Hause komme, finde ich einen handschriftlich adressierten Brief in meinem Briefkasten. «Ich lade Euch herzlich zu meiner Einschulung am 10. August ein», steht da in mit Indigokarmin gefärbter Tinte auf einer handgeschöpften Karte. «Die Feierlichkeiten beginnen im Hof der Grundschule am Waldsee um 9 Uhr. Danach gehen wir gemeinsam in die Aula, wo ein Begrüßungsprogramm der Klassen 2–4 geboten wird. Im Anschluss servieren wir Sekt und Kaffee auf dem Schulhof, und ab 13 Uhr erwartet uns ein Mittagessen im Ristorante Giorgio. Für alle, die schon früher anreisen, gibt es am Abend vorher, am Freitag um 19 Uhr, ein festliches Essen bei mir zu Hause.» Unterschrieben ist die Einladung mit einem krakeligen Lucy in rosa Tinte. An den Rand der Karte hat Maja mit rotem Kuli ein Herz gemalt und geschrieben: «Spitze, dass du die Schultüte übernimmst. Du bist ein Schatz.»

Himmel. Wann hatte ich das letzte Mal so eine offizielle Einladung bekommen? Das muss zur Hochzeit von Maja und Thomas gewesen sein. Meine Freundin hat es geschafft, ich werde nervös. Ich drehe die Karte um, ob darauf vielleicht noch die Erwähnung eines Geschenketischs sei. Oder die Adresse von Trauzeugen, die man kontaktieren könne, falls man zum offiziellen Programm mit einer Rede oder einer Aktion beitragen will. Dann fällt mir ein, dass es ja gar kei-

ne Hochzeit ist, sondern eine Einschulung, und dass ich der Trauzeuge bin. Immerhin bin ich die Patentante. Die Schultüte hat eine neue Dimension bekommen. Sie ist mein Beitrag zur Lucys Vermählung mit ihrer zukünftigen Bildungskarriere. Das Brautkleid sozusagen. Verewigt im Fotoalbum, das Maja von diesem großen Tag anlegen wird, festgehalten in dem Video, das Thomas drehen wird. Falls sie nicht sogar jemanden dafür engagiert haben. Von meiner Schultüte scheint maßgeblich der Erfolg der Veranstaltung abzuhängen. Ganz schön viel Verantwortung. Ich mache mir erst mal einen Riesling auf.

Ich war bis elf Uhr abends in der Redaktion, die ich um neun Uhr morgens betreten hatte. Ich bin erledigt, die Läden haben zu, und eine fertig gepackte Schultüte werde ich wohl kaum online ordern können. Die Einladung ist nicht schlecht, denke ich, der Punkt geht an Maja, aber gewonnen hat sie noch lange nicht. Ich habe noch zwei Wochen.

Natürlich geht es Maja im Grunde nicht um die Schultüte. Genauso wenig wie mir. Es geht vielmehr um eine grundsätzliche Frage, die wir in unendlichen Stellvertreterdiskussionen verhandeln, seit Lucy sich zum ersten Mal angekündigt. Es geht um die Frage, wie man eine gute Mutter ist.

Die Mutter ist das große gesellschaftliche Reizthema unserer Zeit. Wie macht sie es richtig? Was macht sie falsch? Wie lange wird sie ihr Kind stillen? Wie lange wird sie arbeiten, wenn überhaupt? Ist eine Mutter noch eine richtige Frau, ist jemand, der keine Mutter ist, noch keine richtige Frau? Wie viel eigenes Leben darf eine Mutter neben ihrem Kind haben? Was muss sie opfern? Muss sie etwas opfern?

All diese Fragen werden längst nicht mehr nur an den Küchentischen und in den Schlafzimmern diskutiert. Sie sind

zu einer politischen Debatte geworden. Jeder darf mitreden, und jeder hat eine ganz dezidierte Meinung, die keine andere zulässt. Auch die, die gar keine Kinder haben. Wie ich.

Meine Freundin Maja ist neuerdings Perfektionistin. Ein Kind kann nur dann gelingen, wenn seine Mutter hundert Prozent gibt, das ist ihre feste Überzeugung. Mit ihrem Druck in Sachen Schultüte will sie es mir beweisen. Ich soll begreifen, wie viel Aufwand sie schon um Kleinigkeiten machen muss, damit Lucy eine erfüllte Kindheit haben kann und später eine glückliche Erwachsene wird. Ich aber bin stur. Eine glückliche Kindheit hat nichts mit bunter Pappe und Süßigkeiten zu tun, und eine Schultüte lässt sich nebenbei besorgen, das wiederum will ich ihr zeigen. Majas neuer Perfektionismus geht mir auf die Nerven. Mutter zu sein, ist eine Möglichkeit, es ist ein Aspekt im Leben einer Frau. Zugegebenermaßen ein wichtiger. Aber es ist kein Vollzeitjob und keine Karriere. Wie viele Frauen unserer Generation lebt Maja ihr Muttersein wie eine Berufung. So, als sei sie in einen Orden eingetreten. Sie verfolgt hehre Ziele für eine bessere Welt. Das gibt mir wiederum das Gefühl, sie halte mein Leben, ein Leben ohne Kinder, für verschwendet und egoistisch.

Wir führen unsere Debatte mit Taten, nicht mit Worten. Wenn wir sprechen, dann sprechen wir über Nebenschauplätze. Zu artikulieren, was uns wirklich bewegt, trauen wir uns nicht. Maja hat Angst, ich könnte ihr sagen, dass sie sich durch die Kinder total verändert hat. Und sie würde wissen, dass ich recht habe. Ich habe Angst, sie könnte mir sagen, dass sich bei mir nichts verändert hat. Und ich würde wissen, dass sie recht hat.

Kinder zu haben ist nicht etwas, das passiert oder eben

nicht passiert. Es wird durch die unendlichen Möglichkeiten, die uns Verhütung und Reproduktionsmedizin dieser Tage bieten, immer mehr als eine ganz bewusste Lebensentscheidung betrachtet. Als Ausdruck einer bestimmten Haltung der Welt gegenüber. Wenn Maja und ich darüber reden würden, müssten wir uns vielleicht eingestehen, dass Frauen mit Kindern im Grunde nicht mit Frauen ohne Kinder befreundet sein können, weil der Lebensentwurf der einen gegen den der anderen steht.

In den Vereinigten Staaten wurde bereits eine Theorie für meine Situation entwickelt. Was Maja praktiziert, ist die klassische «Motherhood», also ein Leben mit Kindern. Ich hingegen lebe die «Otherhood», ein – freiwillig oder unfreiwillig – kinderloses Leben. Beides hat es immer schon gegeben, heute aber verlangt die Gesellschaft jeweils Begründungen für das eine oder andere Lebenskonzept. Mit dem Begriff «Othering» hat die Wissenschaft eigentlich das Phänomen der Ausgrenzung von Menschen, die einer vermeintlichen Norm nicht entsprechen, beschrieben. Schwarze, Schwule, Frauen ... Jetzt gehören anscheinend auch die Kinderlosen dazu. Wie sind da die Kausalitäten? Beschreibt der Begriff das Phänomen der «Otherhood» nur, oder erschafft er es?

Ich fühle mich tatsächlich manchmal ausgeschlossen aus dem neuen Leben, das meine Freundinnen mit Kindern führen. Bei vielen Fragen kann ich nicht mitreden, bei vielen ihrer Termine sieht man ohne Kinder lächerlich aus. Auch bei der Arbeit kommen solche Dichotomien vor: Es gibt die Kolleginnen mit Kindern und die ohne. Beide Lager verfolgen unterschiedliche Interessen. Bei Männern wäre so etwas undenkbar. Kinder oder keine Kinder, was heißt das schon für die Karriere? Nichts. Bei Frauen hingegen ist es omnipräsent.

Dieser Logik folgend, müssten Maja und ich eigentlich gegeneinander antreten. Aber wir wollen uns nicht verlieren. Also schweigen wir über uns, übers Anderssein und das Ausgrenzen und sprechen über Papptüten, Ponyreiten und PEKiP.

Maja ist eine meiner liebsten Freundinnen. Bevor sie das Kind bekam, habe ich sie sehr bewundert. Für ihren Freiheitsdrang, für dieses faszinierende Chaos, das sie innerhalb kürzester Zeit um sich herum verbreiten konnte, für ihre Abstürze und Höhenflüge, vielleicht auch dafür, dass sie einem immer zugehört hat. Bis Lucy kam.

Fünf Tage vor der Einschulung steht vor mir an der Supermarkt-Kasse ein Kind mit einem Schulranzen auf dem Rücken. O nein, die Einschulung. Jetzt hätte ich es doch tatsächlich fast vergessen. Das ist meine Chance. Maja hätte ich unmöglich fragen können, ohne mir einen Vortrag zum Thema Zeitmanagement und kindliche Erwartungen einzuhandeln. «Wo bekommt man eigentlich Schultüten?», frage ich die dazugehörige Mutter und versuche, möglichst beiläufig zu klingen. Sie scheint eine Sekunde lang zu überlegen, ob ich mich über sie lustig mache. So, als wäre es eine allgemeine Bürgerpflicht, zu wissen, wo man Schulbedarf erwirbt. «Im Schreibwarenladen», sagt sie dann. «Aha, danke.»

Ich traue mich nicht, ihr zu erklären, dass ich gar nicht weiß, wo sich so ein Schreibwarenladen üblicherweise aufhält. In meinem Leben nämlich gibt es keine Schreibwaren. Es gibt Stifte und Uhu und karierte Blöcke in allen DIN-Größen, aber die heißen Büromaterial und liegen in der Schrankwand im Sekretariat bereit. Eine Schultüte habe ich da noch nie angetroffen.

Wer keine Kinder hat, nimmt eine Stadt komplett anders wahr. Nehmen wir an, ich gehe mit einer meiner Mutter-

Freundinnen die Straße entlang und uns kommt ein gutaussehender Mann mit einem Kind auf dem Arm entgegen. Dann sage ich: «Oh, der sah aber schnuckelig aus. Ob das wohl sein Kind ist?» Meine Freundinnen sagen: «Oh, das Kind hatte gar keine Mütze auf. Der ist sicher so ein Wochenendvater, die übernehmen ja keine Verantwortung.» Wenn eine neue Boutique aufmacht, dann sage ich: «Da hat eine neue Boutique aufgemacht.» Meine Freundinnen sagen: «Da, wo vorher dieser fade Kinder-Secondhandladen war?» Ich wünsche mir endlich wieder eine Kneipe in den Kiez, wo man nach elf Uhr noch ein großes Pils bestellen kann, ohne dass die Kellnerin einem Vorwürfe macht. Meine Freundinnen sehnen sich nach einem Drogeriemarkt. Den Franzosen mit dieser unglaublichen Käsetheke direkt neben dem Park hat außer mir noch gar keiner bemerkt. Wahrscheinlich, weil die Tische da so eng stehen, dass man mit einem Kinderwagen nicht reinkommt. Und weil man in der Schwangerschaft ja ohnehin gerade die leckeren Käsesorten meidet.

Majas unausgesprochener Vorwurf ist wahr. Wenn man keine Kinder bekommt, geht das Leben in der Regel einfach weiter. Man sucht sich einen neuen Job oder bekommt neue Aufgabenbereiche, man wird befördert oder degradiert, man verliebt oder entliebt sich, man entdeckt eine längst vergessene Bar wieder oder einen neuen Italiener, man entwickelt eine Vorliebe für Expressionismus, polnische Literatur oder Pilates, aber im Prinzip bleibt alles beim Alten. Positiv betrachtet könnte man sagen, das Leben besteht aus Vertiefungen, negativ gesehen wiederholt sich alles unendlich oft. Die einzige grundlegende Veränderung, die es gibt, wenn um einen herum alles Kinder bekommt und man selber nicht auf der großen Reproduktionswelle mitschwimmt, ist, dass man

sich neue Freunde suchen muss, mit denen man all die Dinge tut, die das eigene Leben ausmachen.

Am Abend ruft Maja an und fragt, ob nicht doch lieber sie die Schultüte besorgen sollte. Sie hätte totales Verständnis dafür, dass ich nicht meine ganze Zeit darauf verwenden könne. Gerade jetzt, wo es beruflich bei mir etwas schwieriger sei. Bei mir ist es beruflich gar nicht schwieriger. Maja sagt das nur gerne, wenn sie das Gefühl hat, dass ich mich nicht genug um mein Patenkind kümmere. Dann erfindet sie eine Entschuldigung für mich und trägt sie praktischerweise gleich selbst vor. So suggeriert sie mir, dass sie eigentlich ein anderes Verhalten von mir erwartet.

Ich kenne Maja aus dem Studium. Erstes Semester, Einführung in die Italianistik. Wir sollten uns vorstellen und sagen, warum wir Italienisch studieren wollten. Einer nach dem anderen schwärmte von Italo Svevo, von Verdi oder Kalabrien. Als Maja an die Reihe kam, sagte sie: «Ich wollte eigentlich Französisch studieren, aber ich habe den Raum für die Einführung nicht gefunden.»

Mit Unzulänglichkeiten anderer Menschen ist Maja früher sehr großzügig gewesen. Es gab kaum ein Fehlverhalten, das sie aufgeregt hätte. Das war außerordentlich gut für unsere Freundschaft, da ich einen gewissen Hang zu Unzulänglichkeit und Fehlverhalten habe. Sie hat das immer toleriert.

Aber seit Maja Mutter ist, ist sie auch meine Mutter. Sie ist übergriffig. Sie macht sich Sorgen, wenn ich mal wieder etwas auf die lange Bank schiebe, sie gibt mir gute Ratschläge in allen Lebenslagen, sie kümmert sich um mich. Ob ich ordentlich angezogen bin, ob ich gesund esse, ob ich auch alle meine Ziele verfolge. Die Hälfte ihrer Sätze fängt mit den Worten an: «Dann musst du einfach mal ...» Ich habe das

Gefühl, dass sie mich nicht mehr ernst nimmt. So, als wäre sie mit der Geburt von Lucy Expertin für alles geworden, und ich hätte im Gegenzug sämtliche Kompetenzen verloren. Vor ein paar Wochen, da habe ich mit ihr und ihrer Familie einen Ausflug unternommen. Ich stehe mit den Kindern im Gang und ziehe Emma die Schuhe an, da kommt Maja dazu. Sie hebt den Finger, schaut mich an, zeigt auf das Bad und sagt: «So, und jetzt alle noch mal aufs Klo.»

Eltern tendieren dazu, alle Welt wie Kinder zu behandeln. Wer die ganze Zeit für ein paar kleine Menschen mitdenken muss, verliert eben das Gefühl für Grenzen. Meine Mutter-Freundinnen fragen mich gerne mal, ob ich auch genug esse, sie legen mir im Café unaufgefordert eine Decke über die Knie oder sagen: «So willst du nicht rausgehen, oder?» Eine Freundin hat mich mal aufgefordert, doch bitte häufiger «Scheiße» zu sagen, weil sie gerade dabei sind, den Begriff gegenüber Chloe zu enttabuisieren. Eine andere hat mich gebeten, überhaupt nicht mehr zu fluchen, weil sie möchte, dass ihr Kind eine geschützte Kindheit hat. Meine Väter-Freunde fragen, ob ich mir den Karriereschritt auch wirklich gut überlegt habe, ob es nicht langsam mal Zeit für mich wird, in eine Wohnung für Erwachsene zu ziehen, und ob ich die Sache mit meinem neuen Freund auch wirklich ernst meine. Eltern neigen dazu, erziehen zu wollen. Sie sind jetzt eben Eltern. Aber leider vergessen sie dabei oft, dass sie gar nicht meine Eltern sind.

Wenn ich wie ein Kleinkind behandelt werde, benehme ich mich auch so. Nach der Klo-Nummer war ich zwei Stunden lang beleidigt, was leider in der Kinderlieder-CD unterging, die wir im Auto anhören mussten. Jetzt aber kann ich mich wehren: «Das kann ich schon alleine», antworte ich

knapp und beleidigt auf ihr Angebot, die Schultüte zu besorgen. Und dann erkläre ich, dass ich jetzt leider keine Zeit hätte, mit ihr zu reden, ich hätte ja schließlich einen Job.

Am nächsten Morgen frage ich den Hausmeister nach dem Schreibwarenladen. Norbert ist Hausmeister von einem ganzen Block, er ist der Chef im Kiez. Norbert weiß alles über alle. «Das glaube ich jetzt nicht», sagt er. «Wie kann man nicht wissen, wo der Schreibwarenladen ist.» – «Das ist nicht schwer», antworte ich, «ich habe es ohne große Mühe geschafft. Also, wo ist er?» – «Ach, die Kleene», sagt Norbert und streicht sich vergnügt mit der Hand über seinen Blau-mann-Bauch, «findet den Schreibwarenladen nicht. Glaubt man es denn.» Es war vielleicht doch keine so gute Idee, Norbert zu fragen. Dass ich noch nicht mal weiß, wo man Stifte und Hefte kauft, wird er jetzt unter Garantie im Haus herumerzählen. Ich bin die einzige Kinderlose im Vorderhaus. Sogar die Lesben im Dachgeschoss kriegen gerade das zweite Mädchen. Norbert selber ist schon vierfacher Opa, mit sechs- und vierzig. Jetzt, wo klar ist, dass ich noch nicht mal weiß, wo ein Schreibwarenladen ist, wird Norbert endgültig denken, ich sei verrückt.

Als ich zwei Tage vor der Einschulung endlich im Schreibwarenladen auftauche, präsentiert sich mir der komplette Horror. Gleich die Hälfte des Ladens ist voll davon. Auf glänzenden achteckigen Schultüten traben rosa Pferde mit wehenden Mähnen im hellrosa Himmel über hellblaue Wolken, hell- und dunkellila Bonbons begleiten silberne Glitzerstreifen. Es gibt Spongebob und Barbie und Spiderman und sämtliche Kitschhelden, die die Kinderzimmer bevölkern. Was es nicht gibt, ist eine Schultüte, mit der ich meiner Freundin unter die Augen treten kann. Das Foto, das Maja sich vom ersten

Schultag ihrer Tochter gewünscht hat, ist mit Sicherheit frei von Figuren aus der kommerziellen Spielzeugwelt, die sie einwandfrei als genderpolitisches No-Go identifizieren würde. Thorsten, der bereits zwei Kinder eingeschult hat, hatte mir das mal genau erklärt: Die Schultüte ist das erste Distinktionsmerkmal des Schulkindes. Die Eltern schauen sich am ersten Schultag auf dem Schulhof um und machen sich mental Notizen. Rosa Sechsecktüte mit Einhörnern drauf? Mit der spielt Ava schon mal nicht. An der Schultüte erkennt man den Anspruch der Eltern an die Zukunft ihres Kindes.

Ich durchforste also den Laden, vorbei an Ständern voller Sticker und Regalen voller Blöcke, Büroklammern und Stempelkissen. Ganz hinten in der Ecke halten sich unifarbene Schultütenrohlinge in Waldorf-Schul-Optik versteckt. Es sind nur noch wenige Farben übrig. Die unansehnlichsten natürlich. In einem Moment von Panik kaufe ich ein oranges Ungetüm aus Pappe, das auf dem Fahrrad extrem unpraktisch zu transportieren und deswegen sofort leicht angeötscht ist.

Auf dem Weg zur U-Bahn rufe ich meine Mutter an. Seit ich von Müttern umzingelt bin, frage ich sie immer häufiger um Rat im Umgang mit anderen Müttern. Schließlich hat sie da die längste Erfahrung. Und sie hat das alles selbst schon mal durchgespielt mit meinen Schwestern. «Die Einschulung ist ein wichtiger Schritt für Maja», sagt meine Mutter. «Sie will, dass du dich daran beteiligst. Ich würde ihr da entgegenkommen.» – «Habt ihr bei mir damals auch so ein Theater gemacht?», frage ich. Meine Mutter überlegt kurz. «Ich glaube, nicht», sagt sie dann.

Heute aber sei das anders. «Schultüten bastelt man jetzt selbst», sagt meine Mutter. Und dann erklärt sie mir, dass